

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 33 (1951)
Heft: 39

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

B e r n

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitz, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII 158

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Der Ständerat hält das Untertanenverhältnis der Schweizer Frauen für richtig

Mit Spannung erwarteten alle Freunde des Frauenstimmrechts die Debatte im Ständerat über die Motion betr. Einführung des Frauenstimmrechtes auf dem Wege der Verfassungsrevision.

Am 20. September hat sich nun der Ständerat zum Bericht des Bundesrates und der vom Nationalrat bereits angenommenen Motion geäußert. Nachdem die ständerrätliche Kommission sich mehrheitlich zugunsten der Motion auf Durchführung einer Verfassungsrevision für die Einführung der politischen Frauenrechte erklärt hatte, durfte man mit einer interessanten Diskussion rechnen. Interessant war vor allem, dass kaum ein Votant sich auf das eigentliche Thema beschränkte, nämlich ob zur Einführung des Frauenstimmrechtes der Weg der Verfassungsrevision beschritten werden müsse, oder ob eine neue Interpretation und Abänderung von Bundesgesetzen hinreichend sei. Vielmehr wurde fast ausnahmslos grundsätzlich zum Frauenstimmrecht und für sich Stellung genommen. Der Kommissionspräsident, Herr Ständerat Picot, eröffnete die Reihe der befürwortenden Voten mit ausgezeichneten Darlegungen historischer und rechtlicher Art. Vermisst haben wir bei den Befürwortern, dass im allgemeinen viel zu wenig betont wurde, wieviele Frauen im Lebenskampf draussen stehen, und zwar nicht nur Ledige. Dies würde dem Traumbild, mit dem die Gegner immer wieder aufrücken, «der im Hause wirkenden Gattin und Mutter», die «mit Anmut allein regieret» (es wurde Schiller zitiert!)

und sich offenbar nicht um die Herkunft des Haushaltsgeldes kümmert, ethischen Abbruch tun.

Beachtenswert erschienen uns die Worte von Herrn Ständerat Duttwiler, der es anstössig findet, dass in diesen Frauenstimmrechtsdebatten die Frauen immer wie Objekte behandelt werden, was auf eine allgemein latente Geringschätzung der Frauen hinweise — eine allerdings gut schweizerische Eigenschaft. Herr Ständerat Dr. Schoch machte aufmerksam auf einen Widerspruch: wie hoch wird stets die politische Bewegungsfreiheit des Schweizer gespiessen, soll man aber den Frauen etwas von dieser Herrlichkeit abgeben, heisst es schmutzige Politik.

Die Gegner haben kaum etwas Neues zur Diskussion beigetragen. Immerhin haben wir erfahren, der FFD sei eigentlich keine militärdienstliche, sondern mehr eine charitative Einrichtung. Sämtliche Frauenstimmrechtsgegner haben sich im übrigen deutlich distanziert von birchenschen Anschauungen, selbst Herr Ständerat Clausen, der die Gefahr sieht, bei Einführung des Frauenstimmrechtes könnten Ehefrauen das Haus ohne Zustimmung des Mannes verlassen und in Versammlung gehen. (!) Die Abstimmung ergab schliesslich die Niederlage der Motionsbefürworter mit 17:19 Stimmen. Damit ist in der parlamentarischen Maschinerie wieder einmal ein Anlauf stecken geblieben. Das wird uns keineswegs entmutigen, wir spüren im Gegenteil deutlich: L'Idée marche!

hat, weil kein Vater da ist, oder dieser nicht genug verdient, oder für sich allein zu viel ausgibt, und die Frau, eben weil sie die ideale Mutter ist, sich wegen der Erziehung und Ernährung ihrer Kinder ins Erwerbsleben stürzen muss. — Volksvertreter sollten mehr vom Volke wissen!

Es ist das freie Recht jedes Schweizer, seine Meinung öffentlich kundzutun —, aber eben weil wir Frauen wenigstens dieses Recht der freien Rede auch haben, so möchten wir unsere Volksvertreter, die aus religiösen, weltanschaulichen oder auch rein egoistischen Gründen es vorziehen, die Schweizerinnen im Untertanenstand zu belassen — bitten, dass sie doch zum mindestens nicht mit oft so abgeschmackten, sentimentalen und allen Tatsachen Hohn sprechenden Argumenten in die Arena treten.

Diese Herren sind sich offenbar nicht klar darüber, dass sie mit solchen oberflächlichen Argumenten die Gesamtheit der arbeitenden Schweizerfrauen als integrierenden Faktor aus unserem Volks- und Wirtschaftsleben so quasi einfach wegstreichen, und mit dem Idealbild der ihren Kindern Grimm's Märchen erzählenden und von Zeit zu Zeit eine Strafdredel haltende Mutter bewusst am tatsächlichen Leben unserer Frauen vorbeireden. Sie sind sich offenbar auch nicht klar darüber, dass der Freiheitswille der Schweiz nicht nur im männlichen Volksteil leben muss, sondern dass er vor allem auch tief verankert sein muss in den Herzen unserer Frauen. Dies wird um so stärker der Fall sein, wenn diese davon überzeugt sein können, dass

Einsender von unverlangten Manuskripten werden dringend gebeten, das Rückporto beizulegen, da sonst nicht für Rücksendung garantiert wird. Vorstand und Redaktion

ihnen in vollem Ausmasse die Achtung, das Vertrauen entgegengebracht wird, das sie durch ihre bisherige Haltung und Leistung verdienen, was bis heute nur dann der Fall ist, wenn man sie braucht. Immer wieder wird davon gesagt, die Gleichberechtigung müsse in der Gemeinde anfangen. Das ist leicht gesagt — in der Gemeinde sind die Gegensätze oft viel stärker als auf der weiteren Plattform, die Männer von Parteien und Gemeinderat wollen nach der Verhandlung noch bei Bier und Jazz beisammen sein, und können «die Weiber» nicht dazu brauchen.

Und ausserdem ist für die Schweizerfrau heute die elementare Forderung: der direkte Einfluss auf die Gesetzgebung, die kantonale und die eidgenössische. Je mehr der Staat in alle privaten Belange der Persönlichkeit und der Familie hineingreift, desto mehr ist die Frau entrechtet und im Nachteil als politisch Bevormundete.

Aus diesen Gründen und Überzeugungen heraus wird die Frage nie mehr zur Ruhe kommen, es handelt sich nicht um die Meinung des Auslandes, es handelt sich nicht um die Nutz-Frage, es geht lediglich um eine Frage der Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit erhöht bekanntlich ein Volk.

Vom Sinn des Trachtenfestes in Luzern

Ich fotografiere nicht, aber ich liebe die Bilder, die andere machen, derweil ich schauen darf. Manchmal stimmen die Reportagen in Zeitungen mit dem überein, was sich meinem Herzen unvergesslich mitgeteilt hat.

Die Zusammenkunft der Schweizer Trachtenleute in Luzern hat drei Tage gedauert. Offiziell waren es nur zwei. Aber nachdem die Schau zu Ende war, das braune und schwarzgefleckte Vieh die Wanderung und Fahrt auf dem Asphalt überstanden hatte und die Zuschauer für ihr Geld wahre Triumphe der Farben erlebt hatten, setzten sich die weniger eiligen Trachtenleute noch ein wenig an den See, sie fuhren auf den Pilatus oder machten eine Schiffahrt zum Rütli. Samstag und Sonntag waren richtig anstrengende Arbeitstage gewesen, denn Schauen und Erleben machen müde. Photographen entwickeln jetzt ihre Filme — wir anderen verarbeiten die Eindrücke von zwei randvoll angefüllten Tagen mit dem Herzen.

Was würde ich dafür geben, zu wissen, was die schwarzen G.J.'s vom Trachtenuzug gedacht haben! Sie waren, ich wette, die dankbarsten, entzücktesten Zuschauer. Sie machten schon Photos, als sie, fast zwei Stunden zu früh, auf der Tribüne sass. Jede einzelne Tracht schien ihnen wissend gegen zum Knipsen. Anfangs machten sie Notizen. Aber als dann das Fest wirklich begann und die berittlenen Herolde den riesigen Umzug eröffneten, hielt es die schwarzen Soldaten nicht mehr an ihrem Platze. Mit erstaunlicher Behendigkeit eroberten sie sich einen Standort in unmittelbarer Nähe der vorbeiziehenden Trachten. Den Wilhelm Tell mit seinem Knaben haben sie alle in ihre Apparate

eingefangen. Die Kommentare zu diesem Bild möchte ich sehen!

Man braucht nicht besonders sentimental zu sein — es hat eben doch «übernommen», als die Nachkommen Heinrich Anderhaldens mit Ochsen und Pflug daherkamen. Kein Tellenspiel wird je mit Worten und Mimik zustandebringen, die die paar barfüssigen, blauäugigen Obwaldner Bergbauern durch ihr einfaches, blosses Mitgehen im Zuge ihres Kantons bewirkten! Sie mehr der die Verkörperung des Besten, was unser Volk in seiner Geschichte getan und bewahrt hat. —

Wie ist das wohl? Hat jemand bei Albert Anker eine Anleihe gemacht, als er die Nidwaldnerin nach Luzern schickte mit dem Schärlein blonder Buben und Meitli? Die «Schulgotte», wie wir sie vom Maler her kennen, ging jung und lächelnd durch die Strassen, als habe sie eben ihre Schulstube zugemacht, um mit den Kindern ein wenig zu spazieren. Wahrhaftig, die echte, von innen stammende Schönheit des Menschen hat sich seit der grossen Strassenbewahrt. Dass sie sich in solch gewinnender Natürlichkeit und Anmut zeigt, danken wir von Herzen.

Die Männer sind in einer so grossen Trachten-gemeinde eigentlich spärlich vertreten. Nur dort, wo die Tradition nie abbrach, gehen sie im uralten, bestickten Gewande zu Gottesdienst und Feier. Dieses Verwachsensein mit der Tracht spürte man, als die Urschweizer, Berner und Appenzeler neben ihnen stätlichen Frauen daherkamen. Gut, dass das da waren. Die Zuschauer, besonders die vielen Aus-

Zum Schweizerischen Frauenstimmrechtstag

30. September 1951

El. St. Es passiert hie und da, dass man einen Kinde einen falschen, oder zum mindesten ihm später nicht ganz angepassten Namen mit auf den Weg gibt. Das scheint auch jenen tapferen Gründerinnen der Stimmrechtsbewegung leider unterlaufen zu sein, denn heute, wo die Frage immer aktueller, der Kampf der Meinungen auf immer breiter Basis geführt wird, empfinden wir Schweizerfrauen, dass unsere ganze Bewegung ein Kampf um die Gleichberechtigung, und das Stimmrecht nur ein Mittel zum Zweck ist.

Nie ist es so vielen Frauen so klar geworden, wie in diesen vergangenen Jahren, besonders aber in den vergangenen Monaten, mit ihren Diskussionen, wie sehr die Frau in der Schweiz in einem eigentlichen Untertanenverhältnis steht, dem Staate und allem politischen Geschehen gegenüber. Sie lebt unter Gesetzen, Vorschriften, Regelungen, die ausschliesslich durch männliche Instanzen geregelt und verfügt werden, von der Neuschaffung neuer Güselisten über den Milch- und Fleischpreis usw., die Festsetzung der Steuern bis zu den Gesetzen, welche das Schul- und Kirchenwesen und das ganze zivilrechtliche Leben der Frau bestimmen.

Die ganze Stimmrechtsbewegung ist eigentlich ein Kampf um Recht und Gerechtigkeit, und betrachtet das Frauenstimmrecht als das einzige Mittel, endlich einmal in diesem mittelalterlichen Unter-

tanenverhältnis der Schweizerin Wandel zu schaffen und ihr das Recht zu geben, mitbestimmend an der Gestaltung der staatlichen Formen und der Gesetze mitarbeiten zu können.

Der Schweizerische Frauenstimmrechtstag am 30. September mit seinen eindrücklichen Plakaten, seinen da und dort wohl stattfindenden Vorträgen und Demonstrationen soll der schweizerischen Öffentlichkeit nur ein Beweis sein, dass die ganze Bewegung wächst, immer weitere Frauen- und Männerkreise, denen die Worte Recht und Gerechtigkeit nicht nur leere Phrasen für den Gebrauch bei Festreden sind, ergreift, und dass weder konservative Ständeräte, sentimentale Bilcherinnen und zynische Bircheriaden irgendein ihren Glauben erschüttern können, für eine gute und gerechte Sache einzustehen.

Beim Thema Frauenstimmrecht verlieren viele der sonst auch so objektiven Männer jegliche Logik. Sie gehen, die meisten um des Zweckes ihrer Reden willen, bewusst an den Tatsachen des Lebens vorbei, verweisen die Frau ausschliesslich als Gattin und Mutter in die Familie und reden offenbar absichtlich nicht von jenen Hunderttausenden, die einen Beruf haben müssen, weil entweder keine «ideale Familie», kein Herr Papa, der ewig für seine Töchter zahlen will, da ist, oder weil die Familie den Erwerb der Mutter auch noch nötig

gut. — So auch mit meiner Reise in die mir ganz unbekannt Gegend. Statt per Eisenbahn, ungezähltem Umsteigen, Autocars usw. transportierte ein besorgter Sohn die alte Mutter mit seinem Wagen in relativ kurzer Zeit auf die angenehmste Art und Weise an den Ferienort, wobei wir uns überall wo es uns gefiel aufhalten konnten. Wir amüsierten uns in Aix-les-Bains, dem berühmten Kurort Frankreichs über die Kurgäste, die in zum Teil wahren Märchenhöpfungen eleganter Schlarfröcke aus dem Bade kamen und so durch die Stadt ihren Hotels zuwanderten, betrachteten die Schaufenster und gewöhnten uns langsam an eine Rechnungsart, die mit den Tausendern nur so herumschlägt, womit man in Frankreich trotz allem teilweise offenbar etwas weiter zu kommen scheint, teilweise aber im Nachteil ist zu unseren soliden der vielen Nullen gottlob entbehrenden Geldverhältnisse.

Dann kamen wir über Chambéry in die Gegend von Grenoble mit ihren vielen waldrartig anmutenden Nussbaum-Pflanzungen, in denen die grünen eierförmigen Früchte noch hell und leuchtend im schönen satten Laub hingen. Grenoble, die alte Hauptstadt des Dauphiné, Bischofssitz und Universitätsstadt ist vielen Schweizern, besonders Akademikern wohl bekannt durch seine viel besuchten Ferienkreise, die schöne alpine Gegend, die durchlöchernd wird von der zur Zeit hohes Wasser führenden Isère, und der Nähe des berühmten Klosters der Grande-Chartreuse. Valence, der Hauptort des Département du Rhône bot einen höchst belebten Anblick. Auf dem grossen, von Geschäften und Cafés umsäumten Hauptplatz war gerade Markt. Ach, so ein französischer Markt, das muss das helle Entzücken der französischen Hausfrauen sein! In allen grossen und kleinen Städten ist ein- bis zweimal pro Woche so ein Markt, auf dem vom Druckknopf über Strümpfe, Schuhe, Un-

terwäsche, Honig, Käse, Bergen (bis dahin nie gesehene) von Zeilil und Schleckwaren in allen Farben und Formen der Naturgeschichte, Küchengegenstände, Suppenhühnern, Möbel und Kleiderstoffen restlos alles zu finden und zu haben ist. Dazu all das fröhliche Geschmatze, die vergnügten Gesichter, die bon-mots — man denkt dabei unwillkürlich an den tragischen Ernst, mit dem bei uns Geschäfte abgewickelt, auf dem Markt Ribben und Krautstiele verw- und gekauft werden! Daneben, das heisst natürlich vor allem, begiesterte uns die wundervolle in romanischem Stil erbaute, öfters durch Religionskriege verwüstete aus dem 11. Jahrhundert stammende Kathedrale, die dann im 17. Jahrhundert mit seltener Treue wieder hergestellt worden ist.

Nach einem kleinen Picknick in einer für diese Jahreszeit für Frankreich selten grünen Wiese, an einem Waldrand, an dem unaufhörlich helvetische Wagen und Motorräder vorbeisausen, gelangten wir allmählich nach Montélimar, dem berühmten Nougat-Zentrum, dessen in allen denkbaren zarten Farben prangende Süsse Produkte eine unerhörte Reklame auf viele Kilometer Distanz vor und nach der Stadt an allen Häuserwänden anpreist. Vierterorts verdeckte sie die durch Geschosse zum Sieb durchlöchernten Häusermauern, und mehr und mehr bemerkte man die Spuren der Besetzung: durchschossene Hauswände, zerfallene, dicklose, verlassene Wohnbauten und es wird einem bewusst, wieviel an Strassen, Telegraphen- und Telefonleitungen, an zerstörten Brücken schon wieder aufgebaut und restauriert worden ist. Die Landstrassen sind tadellos gehalten, für den Verkehr mit allen nur wünschenswerten Zeichen versehen, Gefahren wird im allgemeinen sehr anständig und rücksichtsvoll von den Fremden vielleicht am wenigsten.

Von Valence an begleitet uns, oder wir sie, die Rhône, die sich wie ein breites imposantes Band

mit sehr hochgehenden Fluten durch das Land schiebt, langsam, majestätisch in ihrem Fluss, so als lasse sie sich gerne Zeit, bevor sie als kleiner Bestandteil des grossen Meeres sich ins grössere Gange auflösen muss.

Bald nach Pierrelatte geht es über die Rhône und dann aufwärts in die wilde und romantische Ardèche. Das Département de l'Ardèche liegt nördlich von Avignon, wird vom gleichnamigen Fluss in unbeschreiblich märlischer Weise, teils durch wilde Schluchten, teils durch liebliche Ufergegenden mit schönem Baumwuchs durchflossen, wild mit seinen stellen, meist kahlen Felswänden, in denen sich ungezählte kleinere und grössere Höhlen befinden sollen. Diese wilde und einsame Gegend war zur Zeit der Religionskämpfe vor allem für die verfolgten Hugonotten das ideale Fluchtgebiet. Da lebten sie verborgen, sicher in einem damals noch ganz unwegsamem Gebiet — und so kommt es, dass es da noch heute sehr viele Protestanten, ja bis in die neuere Zeit ganze protestantische Ortschaften gab.

Eine von diesen ist Vallon, das Ziel meiner Reise, wo gegenwärtig neben einem katholischen Pfarrer ein Schweizer Pfarrer aus Zürich in einer zahlreichen Gemeinde mit schöner alter protestantischer Kirche amte. Als neueste Religion gedieht seit dem Weltkrieg jedoch auch der Kommunismus in Vallon was das Zusammenleben der Bevölkerung nicht unbedingt erleichtert.

Das Haus meiner Gastgeber, ein grosser alter Gebäudekomplex, massiv gebaut mit unendlich viel und hohen Räumen ist eines der zahlreichen Opfer der deutschen Besetzung geworden. Da die Eigentümer damals im Orient weilten, wurde es wohl als herrenlos, zuerst von der Besetzung, und nachher, da schon das meiste kaputtgeschlagen war, von der liebevollen Nachbarschaft entsprechend behandelt. Als

Wenn einer eine Reise tut ...

El. Studer-v. Gumöns

... dann kann er was erzählen — heisst es in dem alten, schon als Schulkind gelerntem Vers. Immer mehr hat sich der Begriff der Ferien mit dem Begriff des Reisens, des von zu Hause Fortgehens, verbunden, mit dem Wunsch, etwas von Dabein ganz Verschiedenes zu erleben, um dadurch sich zu erfrischen, abzuspannen vom regelmässigen Tramp des Alltags, dem Einerlei der Berufs- oder Haushaltungsarbeit.

Eigentlich hatte ich gar keinen triftigen Grund fortzugehen, und es brauchte einen längeren inneren Kampf, um den Entschluss zu fassen, drei Ferienwochen wenigstens nicht in totaler Abgeschiedenheit unter Wahrung des krassesten Exotismus als Privatfrau zuhause zu bleiben. Aber schliesslich lockte die Fremde doch, lockte eine seit Jahren stets so herzlich wiederholte Einladung, einmal nach Frankreich, ins Département de l'Ardèche zu kommen, um dort in einem jener grossen, weiträumigen alten Gutshäuser ländlich stille, ruhige Ferientage zu erleben ohne Telefon im Haus, und der Landesgrenze als sympathische Barriere zwischen Privat- und Berufsleben, wodurch natürlich ein Maximum an geistig-seelischer Ausspannung gewährleistet war.

Ich bin zwar kein Sonntagskind, sondern bin, weil ich von der Predigt am Morgen her den ganzen Sonntag «getrölt» habe mit Erscheinen erst innerhalb der ersten Montagstunde auf die Welt gekommen. Aber es muss schon so sein, dass etwas von dem angenehmen Glück der «zur Zeit aufgestandenen» Sonntagskinder über meinem ganzen Leben liegt, denn irgendwie geht es mir immer unverändert

Kann eine Schauspielerin ihre Mutterpflichten erfüllen?

Zum Tode Ludmilla Pitoeffs

Eine der grössten französischen Darstellerinnen ist soeben verschieden, und in zahlreichen Nachrufen hat man ihre hohe Künstlerkraft gefeiert. Seit fünfundsiebzig Jahren, seit sie in Genf erstmalig in einer ihrer neuen Sprache auf dem Theater erschien, hatte die kleine, zierliche Russin mit den seltsam leuchtenden Augen und dem süßsten Stimmchen so manche wunderbare Frauenrollen bedeutender Dichter verkörpert: nennen wir nur die schwachen, resignierten Mädchenfiguren des ihr als Landsmann besonders nahehestehenden Tschchow, Shaws «Heilige Johanna», Ibsens «Nora» (die sie noch vor vier Jahren in Nizza spielte, obwohl schon über die fünfzig hinaus), vor allem aber ihre beiden letzten Partien: Sheriffs «Miss Mabel», die vor einem offensichtlich Mord nicht zurückschreckt, um ihren Mitmenschen etwas Gutes zu tun; und Charlotte Brontë, die englische Romanschriftstellerin, in «Survivre», wo die ihres Nachrums nicht sichere Hauptgestalt sich vorstellt, wie wohl in hundert Jahren eine berühmte Schauspielerin sie vielleicht auf die Bühne bringt, — so dass Ludmilla hier als Charlotte — Ludmilla spielte.

Eine Frau, deren Berufung und Erfüllung das Theater zu sein scheint, kann doch wohl kaum eine vorbildliche Gattin, eine rührend-besorgte Mutter sein. Wo nähme sie allein schon die Zeit dazu her, sich dem Haushalt, der Erziehung der Kinder zu widmen? — Die Pitoeff ist alles zusammen gewesen. Sie hat Tausende erschüttert und fasziniert, wenn sie als Miss Mabel ins Gefängnis geht mit der Bitte, sie darin zu lassen, da sie nur so für die anderen ein Wöchnerinnenheim, eine Ferienkolonie, eine Architektelaufbahn retten kann, — oder wenn sie als Jeanne d'Arc Gott anrief, wie lange es noch dauern werde, bis die Welt bereit sei, seine Heiligen zu empfangen. Und zugleich liebt sie mit ihrem Gatten, dem bedeutenden Theaterfachmann Georges Pitoeff (ein Spieler unversorglicher Eindringlichkeit und ein Darsteller Moissischer Prägung) in einer so wunderbar glücklichen Ehe, dass mancher es fast lächerlich fand, wie die beiden

aneinander hingen. Ohne ihren Georges schien Ludmilla nicht nur auf den Brettern verloren, und es war ein fürchterlicher Schlag für sie, als er in den ersten Tagen des Krieges in Genf, wohin sie sich begeben hatte, starb. Von da an sorgte sie dafür, dass dieses oder jenes der von ihm inszenierten Werke ganz getreu seine Absichten gegeben werde, ja, sie versuchte sein Dramatisches des Aktenmaterials aus dem Ja. d'Arc-Prozess wieder aufzunehmen, nur um ihn auch als Dramatiker, der er ja eigentlich nicht war, zu feiern. — Mehr als ein halbes Dutzend Kinder entporen ihrer Vereinigung. Einige widmeten sich dann auch der Bühnenlaufbahn, ohne freilich an das Genie ihrer Eltern heranreichen zu können. So stand Svetlana in der winzigen Rolle des Stubenmädchens neben ihrer Mutter als Miss Mabel, und Sacha hat erst kürzlich die exakte Spielleitung seines Vaters in Tschow's «Onkel Wanja» in Paris neu-einstudiert. Ludmilla liebte in allen ihren Georges, und in ihrem Geist bestand kein grosser Unterschied zwischen dem, was sie beide gemeinsam auf die Bühne gebracht hatten, und dem, was da lebend vor ihnen stand. Die künstlerische wie die menschliche Realisierung ihrer vollkommenen Zuneigung musste gleicherweise gepflegt, behütet und gefördert werden. Das Mystische, das Ludmillas eigentliche Daseinsbasis war, trat auch hier sichtbar in die Erscheinung.

Es ist nicht vielen Menschen gegeben, das Natürlich-Gegenwärtige und eine hohe Mission so aufeinander abzustimmen, so ohne jede Schwierigkeit in sich zu vereinigen. Dass Ludmilla es konnte, ja, dass sie geradezu dazu erwählt war, es unserer technisierten und spezialisierten Welt vorzuführen, lässt erst ihre Meisterschaft als Schauspielerin im richtigen Lichte sehen. Da es keinen Bruch in ihrem Wesen zwischen Alltäglichkeit und künstlerischer Verpflichtung gab, gab es auch keinen in ihren Leistungen, und darum trauert heute nicht nur das Theaterpublikum, sondern jeder um sie, der diese ihre Bedeutung begriffen hat. Eric Munk

länder, hätten sonst denken können, die Schweiz sei vorab ein Land der Frauen. Das ist sie aber nicht, oder?

Im Zuge der Appenzeller, die jauchzend, zum Teil barfuß, ihre Treicheln und Schellen schwingen, schritten die grossen, schönen Innerrhodenerinnen im Bewusstsein, ein wohlgefälliger, viel beachteter Anblick zu sein. Jede von ihnen, die das Lächeln der Gunst sparsam und mit unachahmlicher Grazie verteilte, könnte eine Frau Landammann sein und in den grossen, breiten Häusern am Platze zu Appenzell oder Gonten wohnen. Was muss für ein seltsam starkes Blut im kleinen Volke kreisen, dass es immer wieder soviel Schönheit und Eigenart hervorbringt!

Ein Trachtenfest ist keine Kostümschau. Das hat das Jubiläum in Luzern bewiesen. Die Heerscharen in ihren bunten oder dunklen Gewändern brachten auch das Antlitz ihrer Täler und Ebenen, ihr Tagwerk und die Schwere des Alltags mit. Sie machten sich so schön und gaben sich so bescheiden, wie es die wenigen Feste und die vielen Werktage des Jahres verlangen. Am Hirthemd der Sennen schien noch der Bergegeruch zu hängen und an den Leinenschürden der Reblute der Schweiß von heissen Stirnen. Sie machten einem nichts vor — sie breiteten nur Freude und Sorge, Arbeit und Feierabend ihrer Tage aus, ein gewaltiges Bild der Heimat malend, wie es in solcher Echtheit und Vielfalt kaum je zu schauen war. Die schönen Damen

von Sion und das schmächtiige, verhutzelte Weiblein aus Evolène hatten denselben Auftrag: Sie verkörperten einen Zug im Antlitz ihres vielgestaltigen Heimatkantons und alle waren Gesandte einer Idee.

Jemand äusserte sich nach dem Umzug also: «Ich frage mich staunend, woher dieses Volk die Kraft hat, in seinen vielen kleinen Teilen so gross und eigenartig zu sein. Das ist ja wie ein Wunder, dass es so etwas gibt.» Das war vielleicht der Eindruck, den diese Veranstaltung hinterliess. Er machte den ausländischen Gast auf eine der letzten Gruppen aufmerksam, die Wiegenträgerinnen aus Iséables. Sie gingen einher unter der Last der Wiegen, die sie auf erhabenen Häuptern trugen. Ihrer zehn oder zwölf waren es, aber mich wollte dünken, sie trügen mit den Wiegen das Geheimnis von unserem ganzen Lande Glück und Reichtum. Darum war wohl das Fest der Trachtenleute ein frauliches Fest — eine Garantie dafür, dass wir nicht nur alte Bräuche und Gewänder hüten, sondern den mütterlichen Geist der Treue und den Willen zum Leben.

So wird es auch der Bundespräsident empfunden und gemeint haben. Er ist gewiss nicht nur nach Luzern gekommen, um einen Umzug und die Darbietungen der Gruppen zu sehen. Er wollte mit seiner Gegenwart beweisen, wie wichtig für ein Land seine Kultur ist und die inneren Werte des Volkes, die nicht geldmässig gemessen werden können. Dieses Trachtenfest ist keine Armee, die man aufbieten kann, und doch wandten sich Bundespräsident und General an die vielen Tausende von Frauen mit der Bitte, den Dienst am Lande weiterhin zu leisten. Sie mochten dabei ebenso an die bewaffneten Entlebucherinnen denken wie an die Mütter von Iséables.

Als die mächtige Kundgebung auf Tribünen unter dem Flattern aller Fahnen zu Ende ging, sah ich eine einfache Trachtenfrau vor der Bank stehen, wo die Spitzen der Regierungen und der Arme sassen. Der Bundespräsident winkte sie her-

betrachtet — das erfahren wir immer wieder so recht im Ausland, wo der Masstab an die materielle Außerlichkeiten an die richtige Stelle gerückt wird. Wie wohl fühlt sich der Gast in dieser Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der er einfach als weiteres Glied in den Familienkreis einzieht und sich von der ersten Stunde an daheim fühlen darf.

Die Gegen, weit, weit in ihren Horizonten, bis da, wo die Sevannen blau den Erdrand säumen, und woher die Winde schwer von Kräuterdüften herblausen, grünt nun des vielen Regens willen mit ihren grossen, schön gepflegten Weingeländen, die voll der schönsten, aber dieses Jahr spät reifenden Trauben, handeln, mit den grossen Sonnenblumenfeldern, deren strahlend gelbe Sonnen den düstersten Wolken tag erhehen — wie weit, wie reich ist das alles. Nicht, dass man etwa den Eindruck hätte, dass aus diesem Grund und Boden das herausgeholt wird, was herauszuholen möglich wäre — dazu stehen zu viele wertvolle landwirtschaftliche Maschinen Tag und Nacht in allen Wäldern unbeschützt draussen herum, verrottet, verrostet — ein ordentlich veranlagtes Schweizergemüt mit Entsetzen füllend! Bis vor zirka fünfzig Jahren war die Ardèche das Land der Seidenraupenzucht — noch zusehens langsam aussterbende Maulbeerbäume davon. Dann galt es, sich umzustellen. — Der Franzose arbeitet eben so viel, als er muss um leben zu können, er lebt einfacher als wir, das Land scheint ihm williger zu erbraucht — und mehr will er nicht um den Preis «krampfen» zu müssen.

Kleine Ausflüge in die Umgebung, Badetage an der so wunderschön dahinfließenden Ardèche bringen Freude und Erholung. Ungezährt sind überall an den Flüssen die Campings ganzer Familien, junger Leute in den farbigen Zelten. Die Toilettenfrage bringt nicht viel Sorgen. Das Mode-

an und völlig verwirrt tat sie ein paar Schritte. Dann stand sie vor den Herren und gab ihnen die Hand. Was sie sagte, weiss ich nicht. Aber ich sah die Tränen über ihre Wangen laufen und ich schämte mich nicht, dass auch meine Augen feucht wurden. So schön war dieses eidgenössische Fest und so rein die Freude dieser Tage, dass unsere tiefe Ergriffenheit keinen Ausdruck findet. Oder vielleicht sind Dank und Gelöbnis wahrhaftiger und treuer, wenn niemand davon hört —

Maria Dutli-Rutishauser

«Numme zum säge»

Wer hätte dieses kleine Wort noch nie gehört oder selbst ausgesprochen? Unzählige Male tragen die Schallwellen es täglich zu irgendeinem Ohr, wo es entweder aufmerksam, gierig oder auch gleichgültig aufgenommen wird. Da wo letzteres geschieht, hat es weiter nichts auf sich. Aber es kann sich — leider, leider — auch auf sehr wichtige Angelegenheiten beziehen, auf Dinge, die den guten Ruf unseres Nächste oder auch ganz persönliche eigene Fragen der Familie, der Ehe unserer Freunde oder Verwandten angehen. Dann wird die Sache gefährlich.

Wieso dieses kleine Wort «numme zum säge» gefährlich werden kann? Weil es häufig der Schlussatz zu längeren Erörterungen ist, die eigentlich unnötig sind — man könnte auch von überflüssigen, oft unverantwortlichem Geschwätz reden. Dieses Wort klingt wie eine Entschuldigung für nutzlose Worte; für das Vergessen eines anderen Wortes, das besagt: «Reden sei Silber — Schweigen Gold» — oftmals könnte man auch sagen, Reden sei Blech. Und komischerweise, dann, wenn Blech gerudert wird, wenn geklärt wird über die Schwiegermutter und die Frau Nachbarin, wenn man mit dem Marknetz im Arm von den privaten Fragen zu einer zufällig getroffenen Bekannten spricht, heisst es am Schluss «Numme zum säge». Dann folgt noch ein befriedigter Seufzer, dass man seinen seelischen Ballast abgehandelt hat und ein Blick auf die Uhr. «Herrje, jetzt muss ich aber pressieren...» Das Mittagessen fällt entsprechend aus — so einzwaidrei aus Büchern zusammengestellt — das wäre eher «nüt zum säge». Aber der Ehemann schweigt, und wenn die Kinder etwas sagen, heisst es: «schweig still, bei Tisch wird nicht geredet und schon gar nicht reklamiert — s'isch nüt zum säge!»

Wenn etwas ganz wunderschön ist oder unvorstellbar schlimm, pflegen wir auch zu sagen: «nüt zum säge», und dann schweigen wir und überlassen es unserem Gesprächspartner sich in seiner Phantasie einen Begriff von dem zu machen, was wir ihm mit Worten nicht schildern können.

Wie wäre es, wenn wir dies «nüt zum säge» in dem Sinne anwendeten, dass wir uns den Finger auf den Mund legen: «halte es für Dich, erzähle es niemandem — die anderen schlafen auch, wenn sie nichts davon wissen. Berichte nur das Gute weiter, vergiss das andere». Vor allem: «sieh Dir die Leute an, wenn Du etwas erzählst». Aber eben, man überlegt es nicht, und schon ist es ausgesprochen. Es ist ja auch so schön, wenn man den Kropf leeren kann — «numme zum säge». Nun ist es gewiss ja so, dass jeder Mensch hie und da an den Punkt kommt, wo er nicht mehr allein weiter weiss, wo er seine Leiden und Sorgen einem anderen mitteilen muss, wo er Rat und Hilfe braucht. Dann muss er sich aussprechen, und dabei ist bestimmt nichts Unrechtes, vorausgesetzt, dass er sich an die richtige Person wendet, die vertrauenswürdig und wohlwollend ist. Bei solchen Unterredungen braucht es dann nicht das kleine Wort «numme zum säge».

Es ist also schon irgendwie bezeichnend, wenn man es ausspricht, und das sollte uns zu denken geben, ob wir nicht etwas Dummes gemacht haben. Denn dieses Wörtlein ist für den Zuhörer wie eine Art Freibrief, «es ist ja nicht so wichtig, was ich Dir erzähle. Eigentlich wurde es nur gesagt, um überhaupt etwas zu reden. Es ist nichts Besonderes dabei, darum kann es auch ruhig weiter erzählt werden, selbst wenn es vorher hiess: «Aber nicht wahr, Sie erzählen es nicht weiter. Ich sage es Ihnen ganz im Vertrauen». Um etwas im Vertrauen zu berichten, muss man einen Grund haben — aber «numme zum säge» ist kein Grund. Im Gegenteil, man kann ruhig sagen: «Numme zum säge» ist immer ein Grund zu schweigen — nicht nur für den Zuhörer, sondern vor allem auch für den Erzähler! —

problem stellt sich heute für die französischen Frauen nicht in bezug auf das, was sie anziehen soll, sondern auf das, was sie noch irgendwie weg lassen könnte.

Sozusagen das sämtliche weibliche Jungvolk lebt in Shorts. Shorts vom grauen Leinenstoff bis zum buntgeblumten Chin — es sieht oft grotesk aus. Weniger grotesk als hässlich wirken dann aber ältere Jahrgänge, die, wie Anatole France, das einmal so nett bezeichnet, über «une rototidité exagérée par devant et par derrière» verfügen und nicht nur im Camping, sondern auch in fashionablen Kurorten so herumlaufen. Die Männerwelt wirkt übrigens nicht immer ästhetischer, nur hat sie ja noch nie den Anspruch auf Wahrung der Sitte erhoben! Cela l'excuse!

Strümpfe trägt kein Mensch im Sommer, die billigen weissen und blauen Segeltuchschuhe genügen vollständig, in fast drei Wochen habe ich ganze drei ältere Frauen in Strümpfen «erlebt» — sie fielen direkt auf und werden kaum instande sein, die Geschäfte des Strumpfhandels zum Florieren zu bringen.

Wundervoll sind die Pelsformationen, durch welche die Ardèche ihren Weg bahnt. Da ist in der Nähe von Vallon der berühmte Pont d'Arc, ein wichtiger Bogen in dem rauhen Kalkgestein, durch das sich die Ardèche ihren Weg gefressen hat. Und darüber das gegen den Himmel aufragende Felsenbild von «Charlemagne», eine Naturstatue, die sich imposant von dem wilden Gestein in die freie Luft hinaus und hinauf abhebt. Eine Kanufahrt auf der Ardèche, 5 bis 7 Stunden den «cagnon» hinunter, lockt viele Fremde, sogar eine Hamburger Gesellschaft untermalt sie einmal. Reizend sind die kleinen Landstädte, wie zum Beispiel Aubenas, ein Gemisch von Dorf und Kleinstadt, zum Teil Amtssitze, belebte Marktflek-

Politisches und anderes

Die erste Sesssionswoche der Bundesversammlung

Der Nationalrat und der Ständerat haben sich vergangenen Montag zur Herbstsitzung versammelt. Der Nationalrat genehmigte die Aenderung des Betätigungsmittelgesetzes und bereinigte das Landwirtschaftsgesetz, sowie den Bundesbeschluss über Einbau von Luftschutzräumen in bestehenden Häusern. Ferner genehmigte der Nationalrat die Teuerungszulagen an das Bundespersonal. Der Ständerat behandelte den Bundesbeschluss über die Bildung von Arbeitsbeschäftigungsservisen der Privatwirtschaft als Mittel gegen Krise und Arbeitslosigkeit. — Eine grosse Enttäuschung nicht nur für die Frauen bildete die Ständeratsdebatte über das Frauenstimmrecht. Mit 19 gegen 17 Stimmen lehnte der Ständerat die Motion des Nationalrates ab, welche die Ausarbeitung einer Vorlage zugunsten des Frauenstimmrechtes und eine Volksabstimmung verlangt.

Erster Internationaler Allergie-Kongress in Zürich

Am 23. September ist in Zürich der erste internationale Kongress für Allergie eröffnet worden. Die Gesamtzahl der am Kongress teilnehmenden Ärzte und Biologen beläuft sich auf 600. Die Allergie-Forschung setzt sich zum Ziel die Prüfung der Reaktion einzelner Menschen auf bestimmte Stoffe.

Wirtschafts- und Sozialrat beendet seine Session

Der Wirtschafts- und Sozialrat der UNO hat in Genf die Arbeiten seiner 13. Session abgeschlossen. Alle Mitglieder haben die Notwendigkeit einer Beschleunigung der wirtschaftlichen Entwicklung, besonders im Mittleren Osten und in Afrika anerkannt.

Konferenz des Atlantikrates in Ottawa

In Ottawa ist die 7. Session des Nordatlantikrates zu Ende gegangen. Einstimmig wurde die Aufnahme Griechenlands und der Türkei in die Nordatlantikkonferenz-Organisation beschlossen. Die Beratungen über die Finanzierung des Verteidigungsprogramms sollen im Oktober in Rom fortgesetzt werden.

Neuwahlen in England

In seiner Radioansprache am 19. September kündigte Premierminister Clement Attlee neue Parlamentswahlen an. Attlee erklärte, dass die Zeit gekommen sei, da man die Wähler ersuchen sollte, ihr Vertrauen der Regierung gegenüber zu erneuern und der Regierung eine angemessene parlamentarische Unterstützung zu geben, damit sie in der Lage ist die bedeutenden innen- und aussenpolitischen Fragen zu behandeln.

Erkrankung König Georgs VI.

Wie amtlich bekanntgegeben wird, wurde König Georg VI. vergangenen Sonntag operiert.

Besprechungen in Bonn über die Washingtoner Beschlüsse

Die drei alliierten Hochkommissäre und Bundeskanzler Adenauer haben am Montag Besprechungen über die Beschlüsse der Ausseminister in Washington begonnen, die sich auf die künftige Stellung Deutschlands beziehen und die voraussichtlich mehrere Wochen dauern dürften.

Der Oelkonflikt

Vergangenen Montag beschloss die iranische Regierung die 300 britischen Sachverständigen zu informieren, sie hätten innerhalb von 10 Tagen mit der verstaatlichten Oelgesellschaft Kontrakte einzugehen oder das Land zu verlassen.

Das Zusammentreffen der Verbindungsoffiziere in Kaesong

Die alliierten Verbindungsoffiziere sind am Dienstag in Kaesong gelandet und haben die Besprechungen mit den kommunistischen Verbindungsoffizieren aufgenommen. Die Verhandlungen gelten der Festsetzung des Ortes und Zeitpunktes für die Wiederaufnahme der Waffenstillstandsverhandlungen. cf.



.. Für den Kenner ein Begriff

Generälvertrieb:

Lüchinger & Cie. AG., Elber-Import, Basel Zürich Bern St. Gallen Luzern, Buchs

Das Beste?
nein!!
Nur Pic-Fein!

die Eigentümer zurückkehrten, fanden sie ein Haus, an dem keine einzige Scheibe mehr ganz war, alles Geschirr zertrümmert, seltsames chinesisches Porzellan in einer Kiste zu tausend Scherben zerstampft die Tapeten heruntergerissen, die Polstermöbel wegen eventuellen verborgenen Schätzen aufgeschlitzt, die Wäsche, das Silber gestohlen und fortgeschleppt, auch wertvolle Bilder und Mobiliar, wobei letzteres ebensowohl den lieben Nachbarn zugeschrieben werden muss, als der Besetzung.

Unermüdlich wird nun im und am Haus ausgebessert, gesputzt, geräumt und überall fühlt man die liebevoll sorgende Hand der jungen Hausfrau, einer gebürtigen Schweizerin, die mit ihrem Gatten einigermassen bestrebt ist, dem Haus wieder etwas von seiner alten Gemütlichkeit zu geben. Aber wie wenig die wahre Gemütlichkeit von den äusseren Dingen abhängt, das darf man so recht in diesem Milieu erleben! Keine Tasse besitzt mehr einen zu ihr gehörenden Unterteller, als Kompottschüssel dient eine alte weisse Spappenschüssel, in der Küche behilft sich die Hausfrau mit dem was da ist — und dabei ist das Haus voller Gäste, alles läuft am Schürchen, Gäste helfen wo es etwas zu helfen gibt, fädeln, Bohnen ab, geben dem Baby den Schoppen, waschen oder trocknen Geschirr ab, damit die junge deutsche Archäologin, die in Sprach- und Naturstudien im Neben- und als Haushilfe im Hauptzweck da ist, auch einmal fertig wird. Denn es gab Nächte, wo mit der Familie zusammen 17 Personen da schliefen, ein Volk, das gehetzt und gefüttert sein musste, und ein Problem, das vielen unserer so tüchtigen Schweizer Hausfrauen trotz voller Wäscheschränke und übrigem Inventar an Bettzeug — sagen wir — Sorgen gemacht hätte.

Was Gastfreundschaft ist, die wahre, einfache, die den Gast als Menschen und nicht als zu fütterndes, zu feierndes und ihm zu imponierendes Objekt

ken, im Besitz höherer Schulen, gutgehender Industrien. Was da an lebhaft diskutierender, fröhlich plaudernder und behaglich flanerender Bevölkerung durch die Strassen zirkuliert, zu Tageszeiten, wo die braven Schweizer angestrengt krampfend in ihren Büros, Fabriken, Schulen und Geschäften das zu verdienen sich bestreben, was ja doch so oft noch über das tägliche Brot hinaus geht, das ist eindrucksvoll. Gewiss, es war auch in Frankreich Ferienzeit, aber immerhin — es war schön, wieder einmal Menschen zu sehen, die die Zeit haben «zu leben». Es kann dieser Zug ja öfters auch reichlich weit gehen, denn als es einmal am frühen Morgen ein wenig regnete, war dies für einige junge Leute der triftige Grund dafür, nachher sozusagen ununterbrochen den ganzen Tag Bocca zu spielen mit einem Eifer und einer Ausdauer, die wir Schweizer züchtigerer Dinge würdig hielten.

Im allgemeinen ist die Bevölkerung höflich, ausgenommen jene, die hinter offiziellen Schaltern sitzt, und als mich eine junge Gans von Postbeamten wegen einer 12-fr.-Marke anfuhr, die ich haben wollte, und von denen sie keine mehr hatte, als ob ich eine Ungehörigkeit von ihr verlangen würde, da dachte ich dankbar an unsere freundlichen weiblichen Schalterbeamtinnen der PTT in der Schweiz.

Den letzten Tag benützten wir noch zu einer grossen Autofahrt dem Süden zu. Nach Pont St. Esprit, wo die Rhone bis zum Uferstrand mit Wasser gefüllt unter einer riesigen Brücke durchfließt, wo eine schöne alte Kirche durch den Krieg zerstört, jetzt als Garage und Remise dient, wo statt der heiligen Statuen und Bilder Autos repariert, der städtische Sargwagen stationiert wird, und an diesem Tag ein paar fidele alte Mamen lange grüne Girlanden geflochten haben für irgend ein Fest, deren es in jeder Ortschaft mindestens

Ein trauriges Kapitel

Jeden Frühling fliegt mit ziemlicher Genauigkeit ein Brief auf meinen Schreibtisch, des Inhalts, dass ich wieder in einem Abtreibungsprozess zum amtlichen Verteidiger von zwei bis drei Frauen ernannt worden sei. Jahr um Jahr haben unsere Geschworenengerichte im Kanton herum und die Kriminalkammer des Obergerichtes eine lange Reihe von derartigen Strafverfahren zu erledigen, in denen sich mindestens ein halbes Dutzend, oft aber bis über 20 Angeschuldigte auf der Liste stehen. Die Zahl dieser Prozesse, aber auch die Anzahl der Angeschuldigten ist erschreckend hoch. Um so mehr, wenn man bedenkt, dass ja immer nur ein Teil dieser Fälle von den Richtern gelangen. Die Beteiligten gehen mit grosser Heimmlichkeit vor, und meistens kommt die Sache nur aus, weil entweder eine Frauensperson an den Folgen der Abtreibung starb oder Komplikationen bekam und einen Arzt aufsuchte. Somit darf als ganz sicher angenommen werden, dass noch weit mehr Abtreibungen bei uns vorgenommen werden.

Wir halten es für unbedingt notwendig, dass von Frauenseite aus der gesamte Fragenkomplex wieder einmal geprüft wird, um womöglich einige Richtlinien zu finden, wie dem Übel zu steuern wäre. Die folgenden Ausführungen möchten zu einer solchen Prüfung anregen und sollen keineswegs als Lösungen der verschiedenen Fragen betrachtet werden.

In erster Linie ist auf den Leichtsinns hinzuweisen, mit dem sich Frauen den Abtreibern anvertrauen. Kann eine von ihnen macht sich Gedanken über die schwere Gefährdung ihrer Gesundheit, ja sogar ihres Lebens bei einem derartigen Eingriff. Ärzte hier ja dieses Matter gewöhnlich nicht aus, dafür finden wir Schneiderinnen, Coiffeusen, ja Fabrikarbeiter und andere Berufsteile die Abtreibungen vornehmen. Dies sind also Frauen und Männer, die weder von Physiologie noch von Hygiene etwas verstehen, vielleicht ab und zu ein «Doktorbuch» gelesen haben, im übrigen aber mit einer so primitiven Unverfrorenheit zu Werke gehen, dass es einem Graus. Im grossen und ganzen betrachtet, muss man sich bloss wundern, wie wenig Todesopfer — zumindest nachgewiesene — zu verzeichnen sind. Aufklärung über die Gefahren der Abtreibung ist demnach äusserst notwendig, und sollte gerade auch für junge Mädchen gegeben werden. Jede Frau muss darüber orientiert sein, dass eine Abtreibung — sogar eine ärztlich durchgeführte Schwangerschaftsunterbrechung — ein bedeutend höheres Risiko für Leib und Leben darstellt, als eine Geburt.

« FRAU UND DEMOKRATIE »

Die Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» wird

Sonntag, den 4. November 1951

eine Tagung in Aarau abhalten. Die Aargauische Frauenzentrale hat sich freundlich bereit erklärt, die Vertreterinnen der uns angeschlossenen Verbände und weitere Freunde unserer Sache empfangen zu wollen.

Nach einer kurzen Besprechung der Delegierten werden wir am Sonntagvormittag in öffentlicher Versammlung die für unseren Staat so bedeutsame Frage behandeln, wie weit sich das Eingreifen der Wirtschaftsverbände mit dem Charakter einer Demokratie verträgt. In Frau Dr. A. Gander, Rüslikon, haben wir für dieses nicht leichte Thema zu unserer Freude eine kompetente Referentin gefunden.

Am Nachmittag werden wir über das Frauenstimmrecht, diesen neuen Punkt in der ältesten Demokratie der Welt, reden, insbesondere über die Frage der Probabstimmungen unter den Frauen. Fr. Dr. A. Wyss, Basel, wird uns über die Abstimmung berichten, die vom Verband Schweizerischer Konsumvereine vom 10. bis 16. Oktober durchgeführt werden wird. Daran werden sich zwei kurze Voten und die allgemeine Diskussion anschliessen.

Das genaue Programm wird in einer späteren Nummer des Frauenblattes bekanntgegeben werden; wir möchten aber durch diese Voranzeige die Leserinnen bitten, sich den 4. November freizuhalten. Alle Mitglieder der unserer Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Verbände haben Zutritt zu der Tagung. G. G.

eines pro Jahr, ihr zu Ehren abzuhalten gilt. Vom vergifteten Brot haben wir nichts gemerkt, wohl aber viel davon reden hören, da die Bevölkerung in weitem Umkreis davon tief beunruhigt war. Dann kamen wir nach Uzès, der hübschen Stadt mit den vielen römischen Denkmälern, dem zylindrisch gebauten Kirchurm mit einer wundervollen vorgelagerten Terrasse, die nur viel grösser, an die Münsterplattform in Bern erinnert und wie sie über den strömenden Fluss dem Wanderer Stille und Ruhe und einen weiten Blick ins Land hinaus bietet. Dann der imposante Pont du Gard, eine Brücke, die sich in weitem Bogen über Strasse und Eisenbahn hoch durch die Luft schwingt und noch aus römischer Zeit stammt. Gedanken wie der reich bebauten Landschaft, ihr sich mehrenden Olivenhaine, der gut gepflegten Reben — um uns dann in guter Fahrt dem Endziel des Tages, Alès und Grand Combe, dem Bergwerkort zu nähern, wo wir einen, jetzt schon fast zum Manne gewachsenen Ferienbus aus der Nachkriegszeit besuchen wollten. Sein Bruder, der unseren Wagen nach einer Photographie auf der Fahrt von Alès hinauf erklommen hatte, erzählte, er habe uns anrufen, was wir aber überhört hatten. In Alès, einer unglücklich belebten Stadt, war, da es 24. August war, Melonen, und unvergessen sind die hohen Wälle goldgelber und grünlischer Melonen, die da aufgetürmt waren an den Strassen, unvergessen auch der fröhliche schnatternde Betrieb namentlich des Jungvolkes, durch das man sich kaum einen Weg haben konnte: beinahe à la Bahnhofstrasse Zürich um 12 oder 18 Uhr, mit dem Unterschied nur, dass alles leuchtend und fröhlich war und kein Messer dreinschaute, als ob er gerade etwas Galle hinuntergeschluckt hätte.

Nun aber, bevor wir durch einen wunderbar stillen, warmen Abend wieder nach Vallon zurückge-

Unrichtig wäre die Annahme, es seien nur oder vorwiegend ledige Frauen, die abtreiben lassen. Es sitzen im Gegenteil erstaunlich viele verheiratete Frauen jenseits auf der Anklagebank. Dies lässt uns zwei Gruppen von Motiven erkennen, die zum Delikt führen:

Für Ledige ist häufig die Angst vor einer ausser-ehehlichen Mutterschaft treibend, die Angst vor der Schande für sich und die Angehörigen, die Angst vor Vorwürfen, vor dem «Fortgajag» werden zuhause. Nicht selten besteht aber bei der Ledigen einzig die Befürchtung vor einer zu grossen finanziellen Belastung durch ein ausser-ehehliches Kind, wenn etwa vom Kindesvater wenig oder nichts zu erwarten ist. Der finanziellen Belastung wegen lassen dann auch Bräute, deren Hochzeit vor der Tür steht, nicht abtreiben. Sie wollen es zuerst in der Ehe «schön haben» oder auch noch einen Verdienst nachgehen, damit man sich mehr Vergnügungen leisten kann. Das gleiche Motiv finden wir natürlich bei Ehefrauen, die überhaupt keine Kinder haben wollen, recht häufig.

Wir stellen daher fest, dass in zahlreichen Fällen die Frage der Beibehaltung des Lebensstandards ausschlaggebend ist für den Schritt zur Abtreibung. Das Verantwortungsgewissen gegenüber dem neuen Leben, der Wille zum Tragen von Pflichten und Belastungen fehlt in erschreckendem Masse bei vielen Frauen, wobei nicht einmal weltanschauliche oder religiöse Bedenken abhaltend wirken. Die materialistische Einstellung macht hier einen verheerenden Einfluss geltend.

Daneben finden wir freilich auch völlig andere Beweggründe, nicht zuletzt bei Ehefrauen, die bereits Mütter mehrerer Kinder sind. Da ist es nicht mehr die Frage um Annehmlichkeiten, sondern allzu oft die Unmöglichkeit, Platz für ein weiteres Bett zu schaffen, die Kosten für eine Niederkunft aufzubringen, die älteren Kinder nicht noch mehr einschränken zu müssen. Vielleicht ist auch die Mutter körperlich schon überanstrengt, glaubt, eine weitere Schwangerschaft nicht aushalten zu können. — Während des Krieges und auch nachher drängte die Wohnungsnot viele Eheleute zu diesem unglücklichen Schritt. Nicht selten Jungverheiratete, die keine eigene Wohnung finden konnten, bei Eltern oder Verwandten in einem Zimmer leben und sich nicht getrauen, weitere Ansprüche an den vorhandenen Platz zu stellen. Selbstverständlich werden solche Fälle milder beurteilt, als egoistisch motivierte. Aber mit diesem milderen Urteil ist es nicht getan. Hier müssen ohne Zweifel soziale Verbesserungen angestrebt werden, und ist dazu wohl auch fachkundige Aufklärung durch Ärzte erforderlich. — Fast in jedem Abtreibungsprozess finden wir auch Männer als Angeklagte. Manchmal ist der Abtreiber ein Mann, der sich von seinen Kundinnen eventuell noch anders als mit Geld entschädigen lässt. Dann aber figurieren Männer als Anstifter und Gehilfen, indem sie die von ihnen geschwängerten Frauen zur Abtreibung veranlassen und «Adressen» besorgen. Man staunt dabei, wie gut bewandert Männer im allgemeinen in diesen Dingen sind, und wie sie sich gegenseitig mit solchen «Adressen» aushelfen.

Das häufige Vorkommen von Abtreibungen zeigt deutlich, dass manches in unserer Zeit und Gesellschaftsordnung nicht klappt. Vorab müssen wir wohl den Mangel an Familien- und Verantwortungsbewusstsein nennen. Dann ist weiter vielfach ein zu grosser Anspruch an Bequemlichkeit und Genuss vorhanden, eine alzu egoistische Lebensgestaltung, die Verzicht und Opfer scheut.

Neben diesen moralischen Mängeln finden wir dann soziale, ungenügende Wohnverhältnisse, Einkommenslimiten. Dabei ist allerdings zu bemerken, dass die moralischen Mängel eher schwerer ins Gewicht fallen, als die sozialen.

Bedinglich der ledigen Frauen dürfte eine Aenderung unserer Zivilgesetzgebung, die die Stellung vor allem des ausser-ehehlichen Kindes verbessert, von guter Wirkung sein. Es ist daher sehr zu wünschen, den diesbezüglichen Revisionsbestrebungen möchte Erfolg beschieden sein. Geändert werden müsste allerdings auch die gesellschaftliche Achtung des ausser-ehehlich Geborenen, die heute noch in weiten Kreisen herrscht.

In erster Linie wird jedoch eine neue Hebung des sittlichen Verantwortungsbewusstseins bei jedem einzelnen erfolgen müssen, vorab bei den jugendlichen beiderlei Geschlechts. Lehrer und Er-

langen, muss ich noch das grosse Erlebnis des Tages, unseren Besuch in der grossen Chartreuse von Valbonne erwähnen, in welcher, seit 1929 ein Santorium für Lepra-Kranke eingerichtet ist, das eine stille, westabgegebene Arbeit an diesem ärmsten aller Kranken leistet, die so herzergründend und erschütternd ist, dass sie aus einem plaudernden kleinen Feuilleton herausgeriffen und zu einem besonderen Artikel gestaltet werden soll. Mit diesem letzten schönen Erlebnis gingen dann auch am folgenden Tag diese einzig schönen Ferienwochen zu Ende. Der Abschied fällt schwer, wenn man so ehulge Zeit, als mehr oder weniger fremdes Element des Weges kommt, dann so voll mit ganz und so viel Liebe und Güte als wie zu Familie gehörend aufgenommen wird; wenn man sich an die Kinder anschliesst, die Sorgen und Schwierigkeiten, die Leiden und Freuden von Freunden kennenlernt, denen der Krieg vieles zerschlagen hat, und die trotzdem ohne zu klagen, tapfer, still, für sich und ihre Familie ein neues Leben aufzubauen bestrebt sind. Es tut gut, von Zeit zu Zeit unsere Schweizerinnen über die Grenze zu strecken, nicht dorthin, wo in fashionablen Kurorten die reiche Welt sich trifft zu mondänen Gesellschaften, sondern dorthin, wo der Arbeiter, der Landmann, der einfache Bürger zäh und tapfer arbeitet am Wiederaufbau seiner Familie, seines Volkes, der ganzen so arm und stillos zerfallenen Welt. In diesem Willen und Streben sich eins zu fühlen über die Grenzen hinaus, in gegenseitigem Verstehen und Helfenwollen — denn jedes hat dem andern etwas zu geben — liegt wohl der Hauptgewinn solcher Auslandsaufenthalte, durch die sicher ebenso wie an internationalen Verständniss erreicht wird als durch alle noch so ehrenwerten internationalen Kongresse, Kommissionen und politischen Gespräche.

zieler der ganzen Welt bemühen sich heute um die Heranbildung einer tüchtigen Generation von Mädchen und Burschen. Ihnen kann man jedoch diese Aufgabe nicht allein überlassen. Wir Frauen haben darum insbesondere zu prüfen, wie wir den Familieninnern pflegen und allfällig neu wecken, damit den Jugendlichen wieder bewusst wird, dass Mann und Frau sich zusammenfinden, um gemeinsam ein Heim aufzubauen, nicht um sich zu amüsieren. Dr. Alice Lüscher

Zum Bürgerrechtsgesetz

In der letzten Nummer haben wir den Brief, den der Bund Schweizerischer Frauenvereine und der Schweizerische Katholische Frauenbund an die Mitglieder des Nationalrates gerichtet haben, veröffentlicht. Wir werden gebeten, darauf hinzuweisen, dass diese beiden grossen Verbände vorher an die nationalrätliche Kommission eine längere, juristisch begründete Eingabe gemacht haben, während dieser Appell an die Ratsmitglieder nur noch in grossen Zügen auf die verschiedenen Probleme hinwies.

Bürgerin und Frau

Der «Staatsbürgerinnen-Verband Berlin» unterscheidet sich in etwas wesentlichem von manchen Frauenorganisationen alten Genres: es werden in ihn auch Männer aufgenommen! Einer der männlichen Mitglieder, ein angesehenen Jurist, äussert sich über die Gleichstellung der Frauen auf politischem Gebiet wie folgt: «Weil ich nur an eine gewisse «Reichstagswahl» zu denken brauche, um die mangelnde staatsbürgerliche Erziehung der Frau zu fürchten, kommt der Tätigkeit des Staatsbürgerinnen-Verbandes hohe Bedeutung zu. Ausserdem verdienen aber verschiedene Bestrebungen der Frauen, Ungleichheiten zu beseitigen, jede nur mögliche Unterstützung, wenn ich auch nicht verkenne, dass die Nachteile «der jetzigen Regelungen rechtlich oft grösser sind als faktisch. — Nicht gegen den Mann, sondern «mit» den Männern zusammen wollen die Staatsbürgerinnen arbeiten und fühlen sich als eine Art Vorstufe der Parteien, überparteilich zwar, aber auf politisches Denken der Frau abgestellt. Das wichtigste ist die Heranbildung von Bürgerinnen, die ihre Rechte und Pflichten kennen und wahrnehmen. Staatsbürgerliche Kurse sollen in Zusammenarbeit mit den internationalen oder ausländischen Frauenorganisationen, die sich gleiche Aufgaben gestellt haben, abgehalten werden, der Austausch von Publikationen, der Empfang von Besucherinnen von auswärts und die Pflege der Beziehungen zu den in Berlin lebenden Ausländerinnen von auswärts gehören in den Bereich dieser fortschrittlich und praktisch ausgerichteten Frauenorganisation.

Zur Verwendung unserer Landesprodukte

Auch Auberginen, Peperonis, Zuchetis sind Landesprodukte, denn was nicht dieweils des Gott-hards wächst, senden uns die Tessiner. Da sie jetzt zu haben sind und wir Kohl und Rüben im Winter noch haben werden, bringen wir heute einige ganz «extrane» Rezepte:

1. Mussaka (Türkisch-Lagengericht)

Man schneidet die Auberginen quer durch in ca. 1 cm dicke Scheiben, bäckt sie in Butter oder Oel beidseitig braun, legt sie lagenweise in einer feuerfesten Platte, abwechselnd mit Hackfleisch, das man leicht angebraten hat. Beides gut pfeffern und salzen. Auberginen, Fleisch, Auberginen, Fleisch usw., zuoberst Auberginen. Darauf bedeckt man die Platte mit halben Tomaten, Schnittfläche auf die Auberginen, und gibt das Ganze zum Gratieren 20 Minuten in den vorgeheizten Ofen.

Das gleiche Lagengericht kann auch mit Zuchetis gemacht werden. Es ist im Orient, überall wo die Türken geherrscht haben, bekannt und beliebt.

2. Peperoni, das ungarische Nationalgericht

1 Kilogramm Peperoni wird gereinigt, von allen Kernen befreit und in apfelschnittgrosse Stücke geschnitten. Eine Zwiebel wird fein geschnitten und in 50 Gramm Fett gedünstet. Dann gibt man die Peperoni hinein und dünst sie ca. 15 Minuten. Ca. 1

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Nach einer längeren Sommerpause hielt der Vorstand am 13. September in Zürich eine Sitzung ab. Sie hatte sich mit Personalfragen zu beschäftigen: da es vorläufig nicht möglich war, eine geeignete Kraft für Fräulein Niggli zu finden, übernahm Frau A. Mürset wieder die volle Verantwortung für die Abteilung Frauenberufe, erhält aber in Fräulein E. Ammeter eine junge, gut ausgewiesene Helferin. Auch im Kanzlei-personal hat es einige Veränderungen gegeben.

Dann wurden ausführlich die Berichte der Kommissionen besprochen. Für die eidgenössische Fernseh-Kommission haben wir gemeinsam mit dem Schweizerischen Katholischen Frauenbund und dem Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein verschiedene Kandidatinnen vorgeschlagen.

Die Hygiene-Kommission hat gegenwärtig das Studium von Ernährungsfragen in den Vordergrund gestellt. Auf Wunsch der Kommission für Internationale Beziehungen soll die Friedens-Resolution vom Athener Kongress allen angeschlossenen Vereinen zugestellt werden. Die Erziehungskommission kann mit Befriedigung über erfreuliche Mitarbeit an einem Kurs für staatsbürgerlichen Unterricht berichten, der vom BIGA für Lehrkräfte an Fortbildungsschulen veranstaltet worden war. Die Wirtschaftskommission hat sich mit dem «Offenen Brief» der Zürcher Frauenzentrale befasst, sowie mit verschiedenen Fragen, die Produzenten und Konsumenten betreffen, wobei sie stets beiden Seiten gerecht zu werden trachtet.

Der Vorstand nahm Kenntnis vom gegenwärtigen Stand des Bürgerrechtsgesetzes, sowie von einer juristisch begründeten Eingabe an die nationalrätliche Kommission. Er beschloss, mit einem Brief mehr allgemeiner Natur an die sämtlichen Nationalräte zu gelangen.

Endlich wurde die Postcheckaktion besprochen, die an der Delegiertenversammlung in Basel beschlossen worden war. Sie richtet sich vorerst an die eigenen Verbände und deren Mitglieder und ist unbedingt notwendig, um das Budget dieses Jahres auszugleichen. Mit Befriedigung konnte die Präsidentin feststellen, dass zahlreiche Patenschaften für die von uns übernommenen «Hard-core-Fälle» eingegangen sind; möchten nun auch unsere eigenen Finanzkanten, welche einfach unsere Veiarbeitern sichern soll, guter Erfolg beschieden sein!

Peperonisalat

Peperoni werden von Kernen befreit, in Streifen geschnitten und 2 bis 3 Minuten leicht gedämpft. Mit Tomaten und 2 bis 3 hartgekochte, geschnittene Eier daruntergemischt, ergibt mit einer guten Salsauce einen pikanten Salat, der erst noch sehr vitaminreich ist, da Peperoni bekanntlich von allen Gemüsen am meisten Vitamine, speziell C, enthalten.

3. Ratatouille

Möglichst kleine, zarte Zuchetis (sie kommen meist viel zu gross auf den Markt!) werden eingeschält in Scheiben zerschnitten, mit viel Tomaten, halben Zwiebeln, evtl. zerschnittenen Gurken und einigen Peperoni in ziemlich viel Fett oder Oel und gelberösteten, feingeschnittenen Zwiebeln ange-dünstet und ca. dreiviertel Stunden dampfen gelassen, bis die Tomaten und der viele Saft eingekocht sind.

Man kann auch etwas geröstete Speckwürfel begeben. Ein herrliches Gericht zu geschwellten Kartoffeln, von dem nie etwas übrigbleibt!

Zürcher Bildnisse aus fünf Jahrhunderten im Helmhaus

Sehr würdig gestaltet sich der Abschluss unserer 600-Jahrfeier: nach allen Daten, Ereignissen und Verträgen, von denen diesen Sommer die Rede war, dürfen wir nun Gesichter sehen, durch sie hindurch Gedanken und Entschlüsse ablesen, welche das politische und kulturelle Leben Zürichs bestimmen helfen. Bis Ende Oktober überbergt das Helmhaus eine Ehrengalerie von zürcherischen Porträts aus fünf Jahrhunderten, zum grossen Teil aus der pietätvollen Stille eines Privathauses der Öffentlichkeit freigegeben. Die Veranstalter, nämlich die Antiquarische Gesellschaft und die Kunsthistoriker-Vereinigung in Zürich, haben fast zwei Jahre hindurch keine Mühe gescheut, diese Ausstellung von erstaunlich hohem künstlerischem Niveau zu schaffen, und sie entdecken mit der Sicherheit eines Rangunterschiedes Schätze als behüteten Familienbesitz, welche jedem Museum wohl anstünden.

Dem Helmhaus ist daher reger Besuch sicher — lässt sich doch der Porträtist der Zürcher Reformation, Hans Asper, in fünfzehn bedeutenden Bildern vertreten. Seine flächigen, farblich sorgfältig geordneten Werke verbinden die Präzision der Spätgotik mit dem Wunsch nach psychologischer Durchdringung, welche der deutschen Renaissance eigen ist — nicht ohne den Unterstrom von gesundem Lebensgefühl. Dieses Daseinsbegehren strimt spärlich aus den Bildnissen des Leonhard Holzhalb und seiner Hund und Katze versöhnenden Gattin, oder auch aus den ehrlichen Arbeiterhänden Christoffel Froschauers. Das Porträt Zwinglis in charakteristischem Profil, mit der frischen Röte um Nase, Kinn und Mund, ist um des Dargestellten willen Aspers bekanntestes Werk; mit welchem Recht, vermag der Besucher selbst zu entscheiden, wenn er es mit den Bildnissen Pellikans oder des Johannes Stumpf vergleicht. In den Werken von Aspers jüngeren Zeitgenossen und wahrseinlichem Schüler, dem Schaffhauser Tobias Stümmer, verkörpert sich die

Diesseitsfreude nach der religiösen Erschütterung in Porträts von feinem Farbensinn und einem Wissen um die plastischen Geheimnisse eines Gesichts, welche an die besten Niederländer seiner Zeit denken lässt.

Der Dreissigjährige Krieg bedrängte Zürich nur mit seinen letzten Ausläufern, trotzdem aber bestimmte martialisches Wesen das tägliche Leben der Stadt. Die neuen Befestigungen und Exerzierreglemente wurden von Männern geschaffen, welche uns Samuel Hoffmann in Rubens verwandten, zürcherisch gemilderten Attitüden überliefert: Hans Rudolf «ermüller, Kommandant der Truppen vor Rapperswil, steht lebensgross als Genfer Schützenkönig vor uns, oder Konrad Gygler, der Schöpfer einer Topographie der Landschaft Zürich, in einer Kreiszeichnung, welche in der Atmosphäre Rubens' geschaffen scheint. Als eines der besten Werke Hoffmanns muss jedoch das Bildnis einer unbekannteren älteren Frau gelten, welches sich im Besitz des Landesmuseums befindet. Die Schlichtheit der Tracht, die Stille des welkenden Gesichtes, stehen durch den Verzicht auf pompose Draperien und laute Farbenpaletten in eindringlichem Kontrast zu den repräsentativen Werken des 17. Jahrhunderts. Die Unbekannte verkörpert das Leben der Frau in kriegerischer Zeit, deren Stärke das Warten und Verachten ist, ähnlich wie hundert Jahre vor ihr die von Asper in zweierlei Rot gemalte Anna Fröhlich, deren beide Söhne später in einem Gefecht gegen die Hugonotten fielen.

Das Gesicht der Zürcher Aristokratie im 18. Jahrhundert bestimmt selbstverständlich der Wintertürer Anton Stamm. Im Saal des zweiten Stockwerkes, welcher ihm reserviert ist, blüht es von den Wänden mit den satten Farben leuchtender Seide und milchweisser Haut. Die Gesichter, bei den Frauen oft von leichter Schalkhaftigkeit erhell, überraschen immer wieder durch die Meisterschaft

